

## Rezensionen

Otto Hwaletz, Über den Prozeß der Akkumulation und Kapitalverwertung in Österreich, Böhlau: Wien-Köln 1990.

Eines sei vorweggenommen: Das vorliegende Buch kann nur von Wirtschaftshistorikern, Ökonomen und sehr neugierigen Leuten rezipiert werden (der Rezensent zählt sich zur letzteren Kategorie). Es ist ein schwer verdaulicher Brocken, den der Grazer Historiker Otto Hwaletz vorgelegt hat. Bereits der Untertitel kündigt dies an: „Reale und monetäre Akkumulation, Rentabilität, Wachstum, Konzentration und Zentralisation, ‚nachholende Fordisierung‘, Internationalisierung. Ein Beitrag zu einer Strukturgeschichte der österreichischen Wirtschaft nach 1945.“ Nicht immer ist der inhaltliche Schwierigkeitsgrad eines Buches auch ein Indiz für dessen Qualität; im vorliegenden Fall trifft dies jedoch zweifellos zu.

Welche inhaltlichen Ziele verfolgt Hwaletz, was ist sein „Beitrag zu einer Strukturgeschichte der österreichischen Wirtschaft nach 1945“? Er geht von der 1975 einsetzenden wirtschaftlichen Krise aus und fragt nach ihren strukturellen Ursachen. Seiner Meinung nach kann man die Krise und ihre Ursachen nur vor dem Hintergrund

der Akkumulation und Verwertung (im Sinne profitabler Anwendung) von Kapital adäquat analysieren. Er sieht diesen zentralen Aspekt in der bisherigen Wirtschaftsgeschichtsschreibung zu wenig berücksichtigt, was natürlich impliziert, daß er andere Analysen der Wirtschaftsentwicklung für nicht richtig angelegt erachtet.

Zu welchen Ergebnissen kommt der Autor? Er konstatiert, daß das entscheidende Vehikel für den Nachholprozeß einerseits und für die Akkumulation und Kapitalverwertung andererseits der im internationalen Maßstab hinterherhinkenden österreichischen Wirtschaft eine „nachholende Fordisierung“, die in den frühen sechziger Jahren eingesetzt habe, gewesen ist. Fordisierung bzw. der fordische Akkumulationstyp ist (stark verkürzt) nichts anderes als industrielle Massenproduktion für den Massenkonsum, was natürlich die entsprechenden Rahmenbedingungen für eine Konsumgesellschaft voraussetzt. In den Jahren 1967 bis 1975 habe der Nachholprozeß einen Höhepunkt erfahren; trotzdem sei das internationale Spitzenniveau nicht völlig erreicht worden. Das Jahr 1975 bildet nach Hwaletz insofern eine Zäsur, einen strukturellen Einbruch, als sich nämlich seit diesem Jahr

eine Umkehr des Akkumulationsmusters abzuzeichnen begann. Dieses war bis dahin gekennzeichnet von 1. hoher Produktivität von Anlageinvestitionen, 2. zurückbleibendem öffentlichen und privaten Konsum (trotz beträchtlicher Expansion), 3. dynamischen Exporten durch die Eingliederung in die internationale Arbeitsteilung. Nach 1975 kehrten sich die Trends um: die Anlageinvestitionen verloren stark an Bedeutung, der private und öffentliche Konsum stieg relativ an. Die Exporte behielten ihre Dynamik. Die Folge war, daß die Kapitalverwertung auf schlechtere Bedingungen traf, das Akkumulationstempo zurückging. Dies sei aber – so Hwaletz – deshalb nicht überraschend eingetreten, weil in der österreichischen Wirtschaftsentwicklung der Nachkriegszeit eine „Tendenz zum Fall der Profitrate“ erkennbar ist. Unter günstigen historischen Bedingungen konnte diese Tendenz durchbrochen werden, in einer ungünstigen Konstellation kam sie voll zum Durchbruch.

Fragestellungen und daraus resultierende Antworten sind bei Hwaletz nie zufällig. Sie in der Nähe von Marx zu suchen, wird meist erfolgreich sein. Seine wesentlichen theoretischen Grundannahmen bezieht Hwaletz aus der Marxschen „Kritik der politischen Ökonomie“. Trotzdem wird man sich schwer tun, die Arbeit als rein marxistisch einzustufen. Der Autor entwickelt seine Fragestellungen anhand Marxscher Theorien, macht daraus jedoch keine dogmatische Haltung; er behandelt Marx' Aussagen vielfach als Hy-

pothesen, die er anhand des empirischen Materials verifiziert oder falsifiziert, und setzt sich zudem mit anderen, für seine Fragestellung wichtigen theoretischen Ansätzen auseinander. Insgesamt also eine kritische Marx-Rezeption, garniert mit Ansätzen durchaus nicht konservativer Wirtschaftshistoriker.

Was seine methodische Vorgangsweise anlangt, sind zwei tragende Elemente zu erkennen. Seine Erkenntnisse gewinnt er beinahe ausschließlich mit Hilfe quantifizierender Verfahren und zu einem wesentlichen Teil mit eigenen Berechnungen. Dies läßt der Arbeit trotz des hohen Abstraktionsniveaus, auf dem Hwaletz agiert, stark empirischen Charakter zukommen. 92 Tabellen im Text und 20 Tabellen in einem statistischen Anhang zeugen davon. Der Autor stellt in der Einleitung bedauernd fest, daß er aus redaktionellen Gründen die Zahl der Tabellen stark einschränken mußte.

Das zweite methodische Standbein ist das strukturgeschichtliche. Die Strukturgeschichte muß heute ihre Legitimität nicht mehr beweisen. So konsequent und beinahe fanatisch Hwaletz bei Erstellung und Berechnung seiner Daten ist, so extrem und puristisch verfolgt er auch den strukturgeschichtlichen Ansatz. Ich finde es jedenfalls bemerkenswert, wie der Autor es schafft, die historische Ereignisebene mit Ausnahme einiger knapper Sätze völlig auszublenzen. Ein Namensregister zu erstellen wäre völlig müßig gewesen, weil er auf 171 dicht bedruckten Seiten vielleicht zehn Namen nennt. Seine Daten und Berechnungen ermöglichen es

ihm auch, tief unterhalb der Ebene der Politik, mit politischen Parteien, handelnden Wirtschaftslenkern und Wirtschaftsprogrammen zu agieren. Vorausgesetzt, daß ich die Intentionen Hwaletz' richtig erkenne, geht es ihm darum, den strukturalen Kern der Entwicklung der österreichischen Wirtschaft seit 1945 freizulegen, um den herum man dann eine breit angelegte Wirtschaftsgeschichte, die auch die Ereignisebene miteinbezieht, anlegen könnte. Er hat also gewissermaßen seine Theorie der Wirtschaftsentwicklung Österreichs expliziert.

Mit der strukturgeschichtlich-quantifizierenden Methode steht Hwaletz in einem internationalen Forschungszusammenhang. Im Umfeld der französischen „Annales“-Historiker werden vergleichbare Vorgehensweisen schon lange angewandt. Pierre Vilar hat einmal in diesem Zusammenhang das Wort von der „retrospektiven Ökonomie“ geprägt.

Natürlich sind in Ansätzen einer ökonomischen Geschichtsforschung auch gewisse Gefahrenelemente verborgen. Wie verführerisch ist doch die Vorstellung eines autonomen gesellschaftlichen Subsystems „Wirtschaft“, das nur seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorcht! Wie naheliegend ist das Konzept eines geschlossenen Systems von interagierenden Kräften, das von außen nicht gesteuert werden muß bzw. gar nicht gesteuert werden kann! Stephan Böhm hat diese Bedenken jüngst im Band 6 der „Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik“ (München 1990, 46 f.) geäußert. Andererseits zeigt sich

tagtäglich, wie gering der wirtschaftliche Spielraum kleiner Staaten ist, wie unmöglich es ist, aus der weltumspannenden kapitalistischen Wirtschaft auszubrechen oder sich ihr zu enthalten. Auch dies hat Otto Hwaletz mit seiner Arbeit aufgezeigt.

Karl Kaser, Graz

Ingrid Bauer, „Tschikweiber haum's uns g'nennt...“ Frauenleben und Frauenarbeit an der „Peripherie“: Die Halleiner Zigarrenfabriksarbeiterinnen 1869 bis 1940. Eine historische Fallstudie auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews (Materialien zur Arbeiterbewegung 50), Europa-Verlag: Wien 1988.

Die standort- und interessen gebundene Ausblendung der Erfahrung von Frauen durch Männer bewirkt eine spezifische Blindheit der nach wie vor von Männern dominierten Geschichtswissenschaft. Gar Frauen in das Blickfeld zu rücken, die den Kriterien des *homo historicus* nicht entsprechen, wie einfache Fabriksarbeiterinnen, Landarbeiterinnen oder Bäuerinnen, ist immer noch subversiv. Das von der Salzburger Historikerin Ingrid Bauer vorgelegte Buch über die Zigarrenarbeiterinnen von Hallein scheint mir ein thematisch wie methodisch bemerkenswerter Beitrag zu einer „historischen Frauenforschung“ zu sein.

Die von der Autorin eingangs gestellten Fragen sind: Wie sind die Fabriksarbeiterinnen der Halleiner Zigarrenfa-